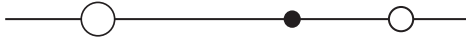


Marah Woolf
ZEPTEr AUS LICHT
Erstes Buch

AtlantisChroniken



Deutsche Erstausgabe Juni 2021
© Marah Woolf, Magdeburg
Umschlaggestaltung: Carolin Liepins

Lektorat: Jil Aimée Bayer
Korrektur: Heike Abidi
Buchsatz & Layout: Mo Kast

Alle Rechte, einschließlich die des vollständigen oder teilweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.
Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen ist rein zufällig.

Impressum:
IWD Körner, Hasselbachplatz 3, 39124 Magdeburg
marah.woolf@googlemail.com
Facebook: Marah Woolf
www.marahwoolf.com
Instagram: marah_woolf
Twitter: MondSilberLicht
Vertrieb: Nova MD
Druck: GGP Media
Bildrechte: © Science Photo Library / Jensen, Mikkel Juul
Shutterstock: Karte Tal der Könige © Rainer Lesniewski 292976978
ISBN: 978-3-96966-479-7

MARAH WOOLF

ZEPTE
R
AUS LICHT



ERSTES BUCH

AtlantisChroniken

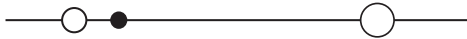
ROMAN

FÜR NICKY

Ohne dein Gedicht
über den Engel des Todes
hätte ich Az nie zum Leben
erwecken können.

LADY NEFERTARI DE VESCI TARIS

BOSTON, BEACON HILL
IM OKTOBER



Ich stehe in einer schmalen Gasse und beobachte das Haus auf der anderen Straßenseite. Es stinkt nach Abfall und Müll und ich rümpfe die Nase. In diesem vornehmen Stadtteil hätte ich das nicht erwartet und es hat meinen Aufenthalt hier nicht besonders angenehm gemacht. Das ist der teuerste Stadtteil von Boston, da kann man doch erwarten, dass es ordentlich und sauber ist.

Wäre der Typ, der dort drüben in seinem vornehmen Haus wohnt, bloß einmal an sein verdammtes Telefon gegangen, dann müsste ich mich nicht in diesem Nieselregen herumdrücken. Aber er hat sich verleugnen lassen, weil er längst weiß, was ich von ihm will. Ich hätte dem Wächter in Kairo Schweigegeld geben sollen. Er hat seinen Job verloren und muss fünf Kinder ernähren. Natürlich hat er seinen ehemaligen Auftraggeber, einen schmierigen Hedgefonds-Manager mit mehr Geld, als einem Menschen guttut, angerufen, nachdem ich dessen Namen aus ihm herausgequetscht hatte. Dass ich daran nicht gedacht habe, ärgert mich am meisten, aber ich war in Gedanken ständig

bei Malachi gewesen. Meinem Bruder geht es von Tag zu Tag schlechter. Eigentlich müsste ich bei ihm sein, aber stattdessen ... Ein weiterer Schwall übler Luft trifft mich. Das ist widerlich, ich wette, der Gestank klebt schon an mir. Ein kalter Schauer läuft mir über den Rücken. Ich glaube nicht an Geister oder so einen Mist, aber Boston ist eine Stadt mit wechselhafter Geschichte, also ist alles möglich. Ich drehe mich um, doch ich sehe nur Finsternis. Das Licht der nächsten Straße dringt kein bisschen in diese Gasse herein, was sie zu einem perfekten Versteck macht. Diese altmodischen Gaslampen, die die Bürgersteige aus Backsteinen säumen, sind eher eine Zierde als hilfreich. Alles hier in Beacon Hill ist auf alt und historisch getrimmt, um den Touristen zu gefallen. Selbst diese stinkende Gasse verströmt einen gewissen historischen Charme. Dabei ist es nicht mal eine echte Gasse, sondern nur ein schmaler Durchgang.

Ein Kratzen ertönt hinter mir, als würde jemand seine Krallen an der Hauswand wetzen. Ich bin einiges von meinen Reisen gewohnt und bestimmt nicht zimperlich, doch ich hasse Ratten. Ich taste nach dem Messer an meinem Gürtel, das durch den weichen Ledermantel verborgen wird, und dem Pfefferspray in der Tasche meiner Jeans. Es ist alles dort, wo es sein soll. Oft komme ich nicht in die Verlegenheit, mich verteidigen zu müssen, aber sicher ist sicher. Die Leute, mit denen ich zu tun habe, lassen sich nicht gern erwischen, aber hin und wieder sind sie leider zu dämlich, um sich nicht von mir aufspüren zu lassen. Der Kerl da drüben bildet da keine Ausnahme. Jetzt steht er auf und tritt an das hell erleuchtete Fenster, um die Vorhänge zuzuziehen. Obwohl ich zu einhundert Prozent sicher bin, dass er mich nicht sehen kann, kribbelt sein Blick auf meiner Haut. Adrenalin schießt durch meine Adern. Das ist das Tollste an

meinem Job. Diese Aufregung, kurz bevor ich die Beute, der ich manchmal monatelang nachjage, in den Händen halten kann. Die kleine Figur, der ich dieses Mal auf der Spur bin, befindet sich dort drüben in dem Haus, in das sie nicht gehört. Aber der Typ wird sie herausrücken, das tun sie am Ende alle.

Vom Meer kriecht Nebel durch die alten Straßen, und die letzten Sonnenstrahlen verschwinden. Ich setze mich in Bewegung, als ich mir einbilde, ein leises Knurren zu hören. Aber ich drehe mich nicht mehr um, sondern gehe über die Straße, vorbei an dem niedrigen schwarzen Messingzaun, und steige die Stufen zu der dunkelgrün lackierten Tür hinauf, die in einen verzierten Rundbogen eingefasst ist. Das Haus muss ein Vermögen wert sein, aber ein armer Mann hätte sich die gestohlene Figur auch nicht leisten können. Ich drücke auf die Klingel und die Tür wird kurz darauf aufgerissen.

Der Mann ist nicht begeistert, mich zu sehen. »Miss de Vesci«, begrüßt er mich trotzdem. »Ich dachte, meine Sekretärin hätte Ihnen klargemacht, dass ich nicht an einem Treffen interessiert bin, und ich schätze es gar nicht, wenn man mich in meiner privaten Umgebung stört.«

Ich weise ihn nicht darauf hin, dass es höflich wäre, meinen Titel zu benutzen, schließlich habe ich ihm meine Karte zukommen lassen. Aber Amerikaner haben einfach keinen Stil. »Wie gut, dass ich gewartet habe, bis Ihre nette Frau und Ihre Kinder weggefahren sind. Wir wollen doch nicht, dass die lieben Kleinen erfahren, dass ihr Daddy ein Dieb ist.«

Seine feisten Wangen und sein dicker Hals laufen rot an, und ich nutze die Gelegenheit, mich an ihm vorbeizuschieben.

»Schließen Sie die Tür!«, befehle ich, und obwohl der Mann normalerweise hunderte Angestellte herumkommandiert, tut er

dieses Mal, was ich verlange. »Meine Zeit ist begrenzt, deshalb schlage ich vor, Sie übergeben mir die Figur, bevor ich die Beweise, dass Sie gestohlene Ware erworben haben, der Polizei aushändige. Weder Sie noch ich haben Interesse an einer Strafverfolgung. Ich möchte die Figur nur zurück ins Museum bringen, denn dort gehört sie hin.«

»Ich wusste nicht, dass die Figur unrechtmäßig erworben wurde.« Seine Hände öffnen und schließen sich, und ich wette, er würde mir am liebsten den Hals umdrehen, aber den Mumm hat er nicht. Ich kenne diesen Typ Mann. Wenn er mit seinen Kumpels zusammen ist, reißen sie abfällige Witze über Frauen, Ausländer und die Schwachen der Gesellschaft. Also über jeden, der nicht so privilegiert ist wie sie. In ihrer weißen Überheblichkeit fühlen sie sich unverwundbar. Allein sind sie meist deutlich armseliger, vor allem, wenn man sie bei einem krummen Geschäft erwischt hat. Diese Typen haben so eine Angst vor dem eigenen Bedeutungsverlust, dass sie meistens tun, was ich fordere. Auch dieses Exemplar vor mir. Jeder seiner angeblichen Freunde würde sich von ihm abwenden, wenn ich ihm die Staatsanwaltschaft auf den Hals hetze, dabei haben sie alle Dreck am Stecken. Glücklicherweise ist er klug genug, das zu wissen. Ich lege den Kopf schief und sage nichts zu der lächerlichen Verteidigung. Dummheit schützt vor Strafe nicht.

Abrupt dreht er sich um und geht auf eine Tür auf der rechten Seite des schmalen Flures zu. Das Innere des Hauses ist genauso geschmackvoll eingerichtet, wie es von außen zu vermuten war. Er führt das perfekte Leben, und das wird er kaum aufs Spiel setzen. Nicht für eine jahrtausendealte Figur, auch wenn ich weiß, dass er dafür über eine Million Dollar gezahlt hat. Was für eine Verschwendung, wo er sie nur in seinem Tresor

aufbewahren und niemandem zeigen kann. Wie erbärmlich ist ein Leben, wenn es nur noch durch Besitz Befriedigung findet?

Ich bin ihm schweigend gefolgt und beobachte ihn jetzt, wie er den Tresor öffnet.

»Haben Sie diese Kopie für mich?«, fragt er mit belegter Stimme, als er einen kleinen Kasten herausnimmt.

»Selbstverständlich.« Ich hole die originalgetreue Nachbildung aus der Manteltasche und stelle sie auf den Tisch. Seine Frau wird nicht erkennen, dass es nicht die echte Statue ist.

Er reicht mir die Kiste und ich öffne sie vorsichtig. Der Anblick der vergoldeten Holzstatue raubt mir den Atem. Der jugendliche Pharao Tutanchamun wird von einer Gottheit getragen. Dabei sitzt er über dem Kopf der Gottheit, genauer: auf deren Händen. Der Pharao trägt eine Krone, die an die Kopfbedeckung Nofretetes erinnert, obwohl nie endgültig bewiesen werden konnte, dass sie seine Mutter gewesen ist. Ich nehme die Figur vorsichtig aus der Kiste, schlage sie in ein Tuch ein und verstaue sie in meiner Tasche. »Das Ägyptische Museum bedankt sich für Ihre Kooperation.«

Der Mann schnaubt, wirft die Kopie in die Kiste und stellt sie zurück in den Safe.

»Ich würde Ihnen raten, derartige Geschäfte zukünftig zu unterlassen.«

»Leben Sie wohl, Miss de Vesci«, sagt er mit zusammengekniffenen Augen.

Er hat gespielt und verloren. Ich kann ihm seinen Frust nicht verübeln. Ich zucke mit den Schultern und trete den Rückzug an. Glücklicherweise folgt er mir nicht, also ziehe ich die Haustür hinter mir zu und atme erleichtert auf. Jetzt muss ich die Figur nur noch nach Hause bringen, und mein Job ist erledigt. Das

bin ich allerdings auch und dazu noch hungrig und müde. Die letzten zwei Wochen waren nervenaufreibend. Nicht mal das Hochgefühl, gewonnen zu haben, vertreibt die Erschöpfung aus meinen Gliedern. Ich halte das Gesicht kurz in den erfrischenden Regen, gehe die paar Stufen nach unten und trabe die Straße rechts entlang. Es sind kaum noch Menschen unterwegs. Ich ziehe den Mantel fester um mich. Bis zu dem kleinen Hotel, in dem ich ein paar Stunden schlafen kann, ist es nicht weit. Mein Flug geht morgen in aller Herrgottsfrühe. Eine Wolke schiebt sich vor den Vollmond und es wird noch ein bisschen dunkler. Ich beschleunige die Schritte und bin in Gedanken bereits unter der heißen Dusche und in dem bequemen Bett. Nur dieser Fantasie ist es geschuldet, dass ich das Knurren hinter mir erst höre, als es zu spät ist.

Blöder Anfängerfehler, ist das Letzte, was ich denke, bevor sich ein riesiger, stinkender Körper auf mich wirft. Ich knalle mit den Knien auf den unebenen Backstein. Im letzten Moment kann ich mich abfangen, bevor mein Gesicht über den Gehweg schabt. Etwas Schleimiges tropft auf meine Wange und verbrennt meine Haut. Verdammt. Hätte der reiche Typ mir einen Auftragskiller hinterhergeschickt, säße ich jetzt nicht so in der Klemme. Aber auf mir hockt definitiv kein Mensch, sondern ein Dämon. Obwohl ich wegen des Gewichtes auf meinem Rücken kaum Luft bekomme, taste ich nach dem Pfefferspray in meiner Jeans, dabei bete ich, dass die Figur in meiner Tasche nicht zerbrochen ist. In dem Fall muss ich dem Dämon, der mit seiner ekelhaften Zunge über meine Wange leckt und vermutlich bereits überlegt, wie gut ich schmecke, leider alle Arme und Beine ausreißen. Falls ich überlebe. Mein Herz schlägt mir bis zum Hals, und dann handle ich eher instinktiv als durchdacht. Ich hebe die Hüften an,

schiebe sie nach links und ramme dem Untier den rechten Ellbogen in die Seite. Es quickt sehr undämonisch auf, und ich nutze den Moment, um mich umzudrehen und ihm den Handballen auf die Nase zu hämmern. Der Dämon taumelt zurück, und ich springe auf die Füße, etwas behindert durch den unpraktischen Mantel und meine Tasche. Ich weiche zurück und versuche, mich zu fangen. Der Dämon macht einen Satz auf mich zu, aber da reiße ich schon die Hand hoch, sprühe ihm das Pfefferspray in die riesigen glühenden Augen und trete ihm zwischen die dicken, säulenartigen Beine. Er kreischt, als ich seine Weichteile treffe. Leider flüchtet er nicht, sondern stürzt wieder nach vorn. Seine krallenbewehrten Hände wedeln durch die Luft. Er kann mich nicht sehen, denn er hält die Augen geschlossen. Dieses Spray haut angeblich jeden Bären um. Bei Dämonen scheint es nicht ganz so gut zu funktionieren. Ich sollte mein Heil in der Flucht suchen, solange er geblendet ist. Ich wirbele herum, aber das Biest erwischt den Gurt meiner Tasche und reißt mich zurück. Ich knalle auf den Rücken und schnappe nach Luft. Eine Klaue legt sich um meine Kehle und drückt zu. Erfolglos versuche ich, mich zu befreien, aber der Druck wird stärker. Sterne tanzen vor meinen Augen, und wieder tropft mir Geifer ins Gesicht. Ich spüre, wie ich das Bewusstsein verliere, doch ich werde nicht vor Malachi sterben. Das ist einfach undenkbar. Der Gedanke verleiht mir neue Kraft. Ein grelles Licht flammt auf und ein Kreischen ertönt an meinem Ohr, das so laut ist, dass ich für einen Moment taub werde. Dann verschwindet der Druck von meiner Kehle. Ein Schwall Luft treibt einen Haufen stinkender, heißer Asche über mich hinweg, und der Vollmond erscheint wieder. Ich versuche hustend, Luft zu bekommen, und stütze mich auf meine Unterarme. Gefühlt jedes meiner

Körperteile brennt oder schmerzt. Irgendwann werde ich zu alt für den Scheiß sein.

Die Silhouette eines Mannes taucht vor mir auf. »Ich hätte Ihnen mehr zugetraut, Miss de Vesci. Das war ein schlichter Tor-dämon, ein Kopfabschneider. Wie wäre es beim nächsten Mal mit einer richtigen Waffe?« Gleichgültiger könnte eine Stimme nicht klingen und kaum überheblicher.

»Wie wäre es, wenn Sie mir aufhelfen, anstatt dumme Fragen zu stellen?« Ich will, dass er näher kommt, damit ich ihn sehen oder auch ihm zwischen die Beine treten kann, falls er mich ebenfalls in ein Aschehäufchen verwandeln möchte. Heute ist eindeutig ein eher miserabler Tag. Das hatte alles nach einem relativ normalen Auftrag ausgesehen. Nichts hatte auf eine Verwicklung mit den Unsterblichen hingewiesen.

Ein kaltes Lachen ertönt zur Antwort, das mir mehr Gänsehaut beschert als der Angriff gerade eben. Vielleicht ist es besser, wenn er bleibt, wo er ist. Der Typ vor mir ist alles andere als schlicht. Er hat aus mindestens zwölf Fuß Entfernung einen Dämon in ein heißes Häufchen Asche verwandelt. Nur mithilfe seines Lichtes. Damit hat er sofort klargemacht, was er ist: ein Engel. Ich rappele mich auf und lege beschützend eine Hand auf die Tasche. Wenn er wegen der Statue gekommen ist, muss ich ihn leider enttäuschen. Die kriegt er nicht. Wieder ertönt das leise, kalte Lachen, und dann trifft mich ein Schwall seines Duftes. Ich rieche Sand und Wasser, Luft und Erde. Er weiß es noch nicht, aber an diesem Duft werde ich ihn immer und überall wiedererkennen. Auf meinen Geruchssinn bilde ich mir ein bisschen was ein. Allerdings bezweifle ich, dass wir uns je wieder begegnen werden. Das hier kann nur ein dummer Zufall sein.

»Kommen Sie gut nach Hause«, verabschiedet er sich. »Und passen Sie zukünftig besser auf sich auf.« Er dreht sich um und geht einfach.

Sprachlos bleibe ich, wo ich bin, bis er um die nächste Ecke gebogen ist. Es ist kaum zu glauben, aber gerade hat mich ein Engel vor einem Tordämon der Unterwelt gerettet. Das muss eine Premiere sein, denn die Unsterblichen bekriegen sich meines Wissens seit Ewigkeiten nicht mehr. Schon gar nicht, um einem simplen Menschen das Leben zu retten.

TARIS

SOMERSET, PIXTON PARK,
EINEN TAG SPÄTER



Leise öffne ich die Tür zum Schlafzimmer meines Bruders. Ich will ihn auf keinen Fall aufwecken, falls er schläft, aber ich muss ihn wenigstens sehen. Meine Sorge ist unbegründet, denn kaum ist die Tür einen Spaltbreit offen, höre ich ein mir nur allzu vertrautes Geräusch. Seine Finger rasen über die Tastatur des Laptops, als hätten er und sein Arbeitsgerät eine magische Verbindung. Sofort trete ich ein. Wenn er arbeitet, geht es ihm gut. Im Grunde ist es ein Wunder, dass er seine Arme und Finger noch bewegen kann. Ein Wunder oder das Resultat seines eisernen Willens. Selket, unsere riesige Rhodesian-Ridgeback-Hündin, die ihm kaum von der Seite weicht, wenn ich fort bin, und die auch jetzt neben dem Bett liegt, hebt den Kopf. Langsam steht sie auf, trottet auf mich zu, und ich kraule ihr zur Begrüßung den Kopf. »Hey, meine Süße. Hast du gut auf Malachi aufgepasst?« Zur Antwort erhalte ich ein leises Brummen.

»Das hat sie«, übersetzt mein Bruder. Er tippt zu Ende, dann blickt er auf und strahlt mich an. Sein aschblondes Haar steht

verstrubbelt zu allen Seiten hin ab und die Brille hängt auf seiner Nasenspitze, aber seine dunkelbraunen Augen haben nichts von ihrer Leuchtkraft verloren, auch wenn ihm die Krankheit überdeutlich anzusehen ist. Der Anblick zerreißt mir das Herz. Langsam gehe ich auf ihn zu, und Selket bleibt dabei dicht an meiner Seite. Dieses Schlafzimmer ist der schönste und größte Raum des Hauses. Das Bett steht in der Mitte, sodass Malachi aus dem Fenster in den großen Garten sehen kann. Der Herbst mit seinen roten und gelben Farben ist seine Lieblingsjahreszeit, und ich habe Angst, dass er das dieses Jahr zum letzten Mal sieht. Er sitzt, gestützt durch unzhliche Kissen, auf dem riesigen antiken Himmelbett, in dem schon unsere Vorfahren genächtigt haben, und ist weißer als die Bettwäsche, die seinen mageren Körper wärmen soll, es aber vermutlich nicht ausreichend tut.

»Wir ... wir haben es geschafft.« Ich berspiele mein Entsetzen über seinen verhrmtten Anblick, indem ich barfuß einen albernen Triumphtanz auf dem weichen Perserteppich hinlege, der den Steinfuboden bedeckt. Auch er ist alt, wie fast alles in diesem Raum und im gesamten Haus. Dabei halte ich die Figur in die Höhe, die den Angriff glücklicherweise unbeschadet überstanden hat. Ich lasse ihn meine Angst nicht sehen. Niemals. »Du hast doch nicht etwa an mir gezweifelt.« Ich klettere auf sein Bett und setze mich im Schneidersitz an das Fußende. Mit einem Satz springt Selket mit hinauf, macht es sich bequem und legt ihre Schnauze auf mein Knie. Malachi ist noch schmaler als vor meiner Abreise, dabei war ich insgesamt nur zwei Wochen fort. Eine Faust krampft sich um mein Herz. Einst war er mein strahlender Held, mein Vorbild, mein Beschützer. Heute ist er nur noch ein schwaches Abbild des jungen Mannes von damals, und ich kann nichts dagegen tun. Er leidet an Muskeldystrophie,

einer unheilbaren Erbkrankheit, die langsam, aber stetig seine Muskeln schwinden lässt. Die ersten Symptome zeigten sich relativ spät für seinen Typ, aber seither schreitet die Krankheit rasant voran. Seit zwei Jahren kommt er kaum noch aus dem Bett, und die Ärzte geben ihm nicht mehr viel Zeit. Sie glauben, einzig sein Wille würde ihn noch am Leben halten. Sein Wille und der Wunsch, mich nicht allein zurückzulassen.

Er beugt sich vor und nimmt mir die Statuette vorsichtig ab.

»Ohne dich hätte ich nicht so schnell Erfolg gehabt.« Wenn er nicht mehr ist, werde ich mich nie wieder auf Schatzsuche begeben. Stattdessen werde ich mir einen langweiligen Job in einem Museum suchen. Tränen sammeln sich in meinen Augen, aber ich blinzele sie fort.

Er lächelt, ohne den Blick von der vergoldeten Holzstatue zu nehmen. Sie galt seit 2011 als verschollen. Niemand hat sie seither wiedergefunden. Na ja, bis jetzt. Wann immer Malachi und ich uns erst mal auf die Suche machen, stöbern wir das Vermisste auch auf. Die Museen oder rechtmäßigen Besitzer zahlen oft horrenden Summen für die Wiederbeschaffung der gestohlenen Stücke. Wir sind nicht gerade arm, aber trotzdem können wir das Geld gut für Malachis Behandlungen gebrauchen. Und ich habe vor Kurzem eine neue Therapiemöglichkeit für ihn gefunden. Nun muss ich ihn nur noch überreden, sie auch durchzuführen.

»Sie ist wunderschön.« Ehrfürchtig fahren seine blassen Finger die Konturen entlang. »Ich bin froh, dass sie nach Hause zurückkehren kann. Dort gehört sie hin.«

Er würde diese Schätze auch ohne Belohnung suchen. Aber ich will und kann auf die Bezahlung nicht verzichten. Deswegen nehme ich nur Aufträge an, die sich für uns lohnen. Malachi weiß

nicht, wie viele ich ablehne, obwohl es auch mir das Herz bricht, wenn wertvolle Kunstgegenstände gestohlen und in privaten Sammlungen reicher Männer und Frauen versteckt werden, die ihren tatsächlichen Wert niemals begreifen können. Die Dinge, nach denen wir suchen, wurden vor Jahrhunderten, wenn nicht sogar vor Jahrtausenden von Menschen erschaffen, die dieselben Träume, Wünsche und Gefühle hatten wie wir heute. Sie liebten und sie hassten. Sie gewannen und sie verloren – und all das verbindet uns über die Zeit hinweg. Daher ist es wichtig, die Menschen daran zu erinnern, dass es Generationen vor uns gab und uns welche nachfolgen werden. Wie wir mit unserem Erbe umgehen, sagt viel darüber aus, wie sehr wir unsere Zukunft schätzen. Trotzdem muss ich eine Auswahl treffen. Würde ich jeden Auftrag annehmen, wäre ich immer fort, während Malachi in Pixton Park zurückbleiben müsste, um langsam und allein zu sterben. Der riesige Land- und Stammsitz unserer Familie liegt mitten im wunderschönen Somerset, und ich musste meinem Bruder versprechen, dass er hier sterben darf. Allerdings habe ich nicht vor, das zuzulassen. Unsere Eltern sind tot, und ich werde nicht allein zurückbleiben. Wir haben noch so viele Dinge nicht ausprobiert, die ihm möglicherweise helfen können.

»Dann ist gestern also alles glattgegangen, Schwesterherz?« Seine Augenlider flattern. Schon mein kurzer Besuch erschöpft ihn. Ich bin spät dran und vermutlich hat er den ganzen Tag auf mich gewartet.

»Ja«, bestätige ich einsilbig. »Ich wäre früher hier gewesen, aber mein Flieger von Boston nach London hatte Verspätung.« Jetzt ist es schon später Nachmittag. Ich hasse es, von meinem Bruder getrennt zu sein, denn jede Minute ist für uns kostbar. Die zwei Wochen, die ich weg war, kamen mir wie eine Ewigkeit vor.

Der ehemalige Wächter des Ägyptischen Museums, der die Statue geraubt hat, war außerordentlich stur gewesen, und deshalb hatte ich meinen Aufenthalt in Kairo immer wieder verlängern müssen, bis ich ihm endlich entlocken konnte, dass er sie an einen Hedgefonds-Manager in Boston verkauft hatte. Er dachte, er könne den Diebstahl abstreiten, aber die Beweise, die Malachi und ich gesammelt hatten, waren erdrückend. Glücklicherweise ist der Käufer gestern schneller eingeknickt, als gedacht, weswegen mein Aufenthalt in Boston nur zwei Tage dauerte. Kurz überlege ich, Malachi von dem Dämonenangriff und dem Engel zu erzählen, aber ich will ihn nicht beunruhigen. Er hadert sowieso schon damit, dass immer ich den aktiven Part bei unseren Aufträgen übernehmen muss. Ich kuschle mich neben ihn, wie wir es seit unserer Kindheit so oft getan haben. »Du hättest mit nach Ägypten kommen sollen«, sage ich. »Die Wärme hätte dir gutgetan. Du hättest in unserem Haus in Luxor wohnen können.« Unsere Familie besaß dort ein Anwesen, in dem wir mit unserer Eltern lebten, wenn sie ihre Ausgrabungen durchführten.

»Das nächste Mal«, verspricht er, und mein Herz bricht ein winziges Stückchen mehr, weil ihm anzuhören ist, dass er nicht glaubt, jemals zurückzukehren. In dem schlechten Zustand, in dem er derzeit ist, wäre die Reise auch wirklich zu anstrengend.

In der nächsten halben Stunde erzähle ich ihm deshalb von der Heimat unserer Kindheit. Ich erinnere ihn an die Hitze der Sonne, die Weite der Wüste, die Sykomoren, die sich im Wind wiegen, und den endlosen Himmel über dem Land. Er ist nicht mehr dort gewesen, seit unsere Eltern bei einem Wüstensturm ums Leben gekommen sind. Damals war ich vierzehn Jahre und Malachi noch nicht ganz achtzehn. Nach ihrem Tod gingen wir zurück nach England, aber Ägypten ist unsere wahre Heimat

geblieben. An manchen Tagen habe ich Angst, zu vergessen, wie glücklich wir vier dort waren. Wenn Malachi stirbt, dann bin nur noch ich da, um die Erinnerungen zu pflegen, die von Tag zu Tag mehr verblassen.

Als seine Atemzüge gleichmäßiger werden, höre ich auf zu erzählen. Nun tropft doch eine Träne aus meinem Augenwinkel und versickert in der weißen Bettwäsche. Ich kämpfe verzweifelt gegen das Unvermeidliche an und bin nicht bereit, einfach aufzugeben. Selket bewegt ihren Kopf auf meinem Bein, als würde sie mich trösten wollen. Sie hat es längst akzeptiert und verbringt so viel Zeit mit Malachi, dass ich fast neidisch auf sie bin.

»Wenn ich gestorben bin«, flüstert Malachi in die Stille hinein, »bring mich zurück nach Ägypten. Überlass meine Asche dem Sand der Wüste, wie wir es mit der von Mum und Dad gemacht haben.«

»Du wirst nicht sterben.« Ich wische mir eine weitere Träne von der Wange. »Hör sofort auf, so einen Mist zu erzählen.«

Als ich mich aufsetze, lächelt er. »Versprich es mir, Taris.«
Ich schüttele den Kopf.

»Bitte. Ich kann nicht mehr, und es wird nicht mehr lange dauern.«

Wieder erntet er nur ein Kopfschütteln von mir. Noch ein dummes Versprechen lasse ich mir nicht abringen. Er bringt es sonst fertig und stirbt, sobald er sicher sein kann, dass ich all seine Wünsche erfülle.

»Wir müssen darüber reden, Kätzchen. Ich habe nicht mehr viel Zeit.«

Kätzchen, so hat er mich genannt, als ich klein war, weil ich ihm nie von der Seite gewichen bin. Es scheint ewig her zu sein.
»Müssen wir nicht. Noch nicht. Ich kann das nicht.«

Ein Klopfen ertönt von der hohen Holztür her und sie wird geöffnet. Harold erscheint und hat dabei seine vornehmste Butlermiene aufgesetzt. Er arbeitete schon für unsere Eltern und begleitete sie auf all ihren Reisen. Seit ihrem Tod kümmert er sich um uns, als wären wir seine Kinder, und wir lieben ihn wie den Großvater, den wir nie hatten.

»Was ist los?« Ich hoffe, das Sicherheitsunternehmen, das die Statue abholen soll, ist noch nicht gekommen. Ich würde sie gern wenigstens für eine Nacht bei Malachi lassen. Es ist ein blöder Aberglaube, aber die Geschichte unserer Familie ist eng mit Ägypten verbunden und ich hoffe, dass der Pharao meinem Bruder etwas Glück bringt. Natürlich hätte ich die Statue auch noch selbst nach Kairo schaffen können, aber dann wäre ich noch länger fort gewesen.

»Besuch für dich, Taris«, sagt Harold gewohnt diplomatisch und mustert Selket rügend, die in unseren Betten nichts zu suchen hat, aber keiner von uns hält sich an diese Regel. »Ein neuer Kunde.«

Unsere Erfolge und Fähigkeiten haben sich herumgesprochen. Ich werde nicht nur von Regierungen und Museen gebucht, sondern auch immer öfter von Privatpersonen, die mich auf die Suche nach Raubkunst schicken. Meistens geht es um verschollene Gemälde. Ich stehe vom Bett auf, froh, Malachis Bitte entfliehen zu können. »Ich wimmle ihn ab. Wir können zusammen zu Abend essen.«

Malachi lächelt müde. »Hör dir wenigstens an, wonach er sucht.«

Das ist mir egal. Ich will meinem Bruder nicht mehr von der Seite weichen, bis ich weiß, ob die neue Therapie, die ich gefunden habe, etwas für ihn ist. Ich habe bereits all seine Unterlagen

an die Mayo Clinic in den USA geschickt und warte nun auf eine Antwort. Allerdings wird Malachi nicht lockerlassen und darauf bestehen, unser Gespräch fortzuführen. Doch ich werde mit ihm nicht seine Beerdigung verhandeln. So weit bin ich noch nicht. Nicht, dass ich das je sein würde.

Harold betrachtet meinen Bruder besorgt. Dass er mich nicht darüber informiert hat, wie sehr Malachis Zustand sich verschlechtert hat, kann nur daran liegen, dass Malachi es ihm verboten hat. Die Krankheit verläuft in Schüben. Bisher hat er sich nach einem Schub immer wieder gefangen. So wird es auch dieses Mal sein. Er ist ein Kämpfer. Sollte er je aufgeben, würde er unweigerlich sterben, ob ich es will oder nicht. »Sag dem Kunden, dass er umsonst hergekommen ist«, bitte ich Harold. »Sag ihm, dass wir gerade ausgebucht sind und keine Zeit für ihn haben.«

Harold hüstelt. »Das ist kein Kunde, der sich fortschicken lässt. Du solltest mit ihm reden.« Er nestelt an seinem Kragen, was ungewöhnlich für ihn ist. Wie immer, so ist er auch heute tadellos gekleidet. Wer ihn so sieht, kann sich kaum vorstellen, dass er früher mit uns über das Parkett des Ballsaals geschliddert ist. Er legte maximal sein Jackett ab, niemals die Weste oder die Krawatte – und danach war er nicht im Ansatz so zerzaust und verschwitzt gewesen wie Malachi oder ich. Dass Malachi mit fast achtzehn noch so einen Unsinn mit mir veranstaltete, um mich über den Verlust unserer Eltern hinweg zu trösten, werde ich ihm nie vergessen.

»Geh«, fordert er mich mit ruhiger Stimme auf. »Ich werde noch ein bisschen schlafen, und nachher erzählst du mir, was der Mann sucht. Nimmst du Selket kurz mit in den Garten, Harold?«, fragt er nun an unseren Butler gewandt. »Sie braucht ein bisschen Bewegung.«

»Natürlich«, antwortet dieser und hält die Tür auf, damit Selket hinaustrotten kann.

Ich gebe mich geschlagen und küsse Malachi auf die kalte Wange. Es ist egal, was der Mann sucht – und wenn es der Heilige Gral ist. Ich werde auf Pixton Park bleiben. Ich muss dafür sorgen, dass Malachi seinen Lebensmut nicht verliert. Ich muss ... vor Angst bleibt mir die Luft weg, aber ich lächele tapfer. Ich bin hier nicht diejenige, die Mitleid und Aufmerksamkeit verdient.

»Wer ist es?«, frage ich Harold, als wir wenig später die breiten Gänge des Landsitzes durchqueren. Selket läuft dicht an meiner Seite. Alles in mir drängt danach, zu Malachi zurückzulaufen, doch ich reiße mich zusammen.

»Du solltest dir etwas Angemessenes anziehen«, sagt er statt einer Antwort.

»Weshalb? Er engagiert mich doch wohl nicht wegen meiner Klamotten. Außerdem werde ich den Auftrag nur annehmen, wenn ich ihn von hier aus realisieren kann. Du hast mir nicht gesagt, wie schlecht es Malachi geht.«

»Er wollte es nicht«, bestätigt er meine Vermutung von vorn. »Und ich habe seinen Wunsch respektiert. Es gibt nur wenig, worüber er noch selbst bestimmen kann.« Eine stumme Rüge klingt in seinen Worten mit, die ich geflissentlich ignoriere. »Also, was hältst du von einem Kleid?«

»Auf gar keinen Fall«, wiegele ich ab und stolpere bei dem Wunsch fast über meine Füße. »Ein Kleid, also ehrlich. Besitze ich so etwas überhaupt?«

Harold runzelt liebevoll missbilligend die Stirn. »Wie immer vergisst du deinen Status, meine Liebe. Und ich erlaube es mir jedes Jahr, ein paar Kleider für dich einzukaufen.«

»Sind das die Dinger in den Plastikhüllen?«, ziehe ich ihn auf und hake mich bei ihm unter. »Mein Status ist mir egal, das weißt du doch. Hauptsache, die Kunden zahlen gut und schnell – und das tun sie für gewöhnlich, wenn ich beschaffe, was sie suchen. Und das könnte ich vermutlich sogar nackt tun. Es ist das Ergebnis, das für sie zählt.«

Harold räuspert sich und bleibt abrupt stehen. Wir sind gerade mal in der Ahnengalerie angelangt. Auf der rechten Seite des Ganges hängen auf dunkelroten Seidentapeten die riesigen Gemälde unserer Vorfahren, die kritisch auf mich herabblicken. Auf der linken Seite dehnt sich eine lange Fensterfront aus, die einen Blick in den Garten erlaubt. Die Sonne steht bereits recht tief, und während es im Oktober in Ägypten immer noch ziemlich warm ist, kann davon hier keine Rede mehr sein. Kein Wunder, dass Malachi ständig friert. Selket knurrt drohend, was völlig untypisch für sie ist. Sie sieht zwar gefährlich aus, ist aber sanft wie ein lauer Frühlingswind. Malachi und mich würde sie allerdings mit ihrem Leben verteidigen, wenn es darauf ankäme. Wir sind sozusagen die Welpen, die sie nie hatte. Ich lege ihr beruhigend eine Hand auf den Rücken und schaue auf, um herauszufinden, was sie so aus der Fassung gebracht hat. Ein Paar gefährlich grüner Augen unter hochmütig hochgezogenen schwarzen Augenbrauen mustert mich gelangweilt. Bei dem Versuch, nicht vor diesem durchdringenden Blick zurückzuweichen, krallt sich meine Hand in Selkets Rückenfell. Die Hündin jault leise auf und drängt sich fester an mich. Ob vor Angst oder um mich zu beschützen, wird mir dabei nicht ganz klar, aber ich lockere den Griff und streiche ihr beruhigend über das karamellfarbene Fell.

»Mister Armitage, wenn ich mich nicht täusche, habe ich Sie in den Salon führen lassen.« Harold ist normalerweise die Ruhe

in Person, nun klingt seine Stimme schneidend. Am anderen Ende der Galerie huscht ein verängstigter Diener davon. Auch ich wundere mich. Bis zum Salon, in dem ich normalerweise Gäste empfangen, sind es noch ein paar Flure.

»Das haben Sie«, gibt der Mann unumwunden und ohne die Spur eines schlechten Gewissens zu. »Ich war nur neugierig.« Er steht mindestens zwanzig Fuß von uns entfernt, aber ich spüre, wie er den Blick über das T-Shirt, die an den Knien zerrissenen Jeans und meine nackten Füße gleiten lässt.

Diese Stimme kenne ich. Ich habe sie schon einmal gehört. Um genau zu sein, erst gestern Abend. Um ihn identifizieren zu können, muss ich ihn also nicht mal riechen. Ich erkenne ihn selbst in dem schwindenden Tageslicht. Ich habe oft mit Männern zu tun. Mit mächtigen Männern, aber das hier ist eine ganz besondere Kategorie. Dieser Mann vor mir ist nicht einfach nur mächtig, er ist ... Es nützt nichts, um den heißen Brei herumzureden. Der Kerl vor mir ist der Engel, der mich gestern gerettet hat, und er ist nicht irgendein Engel. In meiner Ahnengalerie steht Azrael Armitage. Wenn ich richtig informiert bin, dann ist er der Oberkommandierende der Armee der Erzengel und untersteht direkt den *Aristoi*, den Ersten von Atlantis. Das ist der Rat, der über die Unsterblichen herrscht. Die meisten Menschen haben keine Ahnung von ihrer Existenz, und das ist den Unsterblichen ganz recht. Leider war in meiner Familie eine besondere Krankheit immer schon sehr verbreitet – notorische Neugier. Sie hat weder vor unseren Vorfahren noch vor meinen Eltern oder Malachi und mir haltgemacht, weswegen wir uns nicht zu der unwissenden Mehrheit der Menschen zählen können, sondern bestens über die Tatsache informiert sind, dass es jede Menge unheimliche Geschöpfe zwischen Himmel und

Erde gibt. So zum Beispiel Tordämonen, die einem nach dem Leben trachten. Manche dieser Unsterblichen erkennt man rasch und andere weniger schnell. Mister Armitages Fotos finden sich leider zu oft in den einschlägigen sozialen Medien, als dass ich nicht wüsste, wer er ist. Wäre es gestern nicht so finster in der Straße gewesen, hätte ich ihn erkannt. Fragt sich nur, was er in der Chestnut Street in Beacon Hill gesucht hat. Ausgerechnet in dem Augenblick, als ich auch dort war. Ich und der Dämon. Schenkt man Instagram und Co. Glauben, umgibt der Typ sich lieber mit weltberühmten Topmodels oder Schauspielerinnen und feiert wilde Orgien. Ganz bestimmt spielt er nicht Superman und rettet in Not geratene Maiden. Immerhin versteckt er seine Flügel, was ich von einem Angeber wie ihm nicht erwartet hätte. Bleibt die Frage, weshalb er auf unserem Landsitz herumlungert und so tut, als wäre er hier zu Hause.

»Ihr habt eine interessante Sammlung.« Er beäugt eine kleine vergoldete Kiste in einer gläsernen Vitrine. »Eine Hinterlassenschaft von Ramses II.«, identifiziert er sie korrekt. »Eine Schmuckschatulle seiner geliebten Gemahlin?« Wieder gleitet sein Blick über mich und ich versuche, ein Zittern zu unterdrücken. Er wirkt nicht, als wolle er sich auf mich stürzen und mir die Seele aus dem Körper reißen. Noch nicht. Ich muss mich entspannen, bis ich herausgefunden habe, was er im Schilde führt.

»Weshalb fragen Sie, wenn Sie es doch wissen?« Die Kälte des glatten Marmorbodens klettert meine Beine hinauf. Jetzt wünschte ich, ich wäre Harolds Rat gefolgt und hätte etwas anderes angezogen. Kein Kleid natürlich. Diesem Mann tritt man am besten in einer Rüstung entgegen.

»Ist das eins der Schmuckstücke, die in der Schatulle waren?« Er geht zur nächsten Vitrine.

Wir bewahren hier Malachis Lieblingsfunde auf. Es sind die letzten Überbleibsel der Ausgrabungen, die unsere Familie Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in Ägypten finanziert hat. Die meisten Teile wurden bereits zurückgegeben und diese hier fliegen an dem Tag nach Kairo, an dem Malachi stirbt. So hat er es verfügt. Bis dahin lässt er sich von Harold mit dem Rollstuhl hin und wieder an ihnen vorbeifahren. An Tagen, an denen es ihm gutgeht, verbringt er Stunden damit, sie zu betrachten und sich daran zu erfreuen.

»Ja«, gebe ich zu, weil es keinen Sinn macht, einem Unsterblichen zu verschweigen, was er längst weiß. »Was wollen Sie von mir, Mister Armitage? Ich schätze, Sie sind nicht hergekommen, um unsere Familienerbstücke zu bewundern.«

Er dreht sich wieder zu mir um und schiebt die Hände in die Taschen seiner schwarzen Anzughose. Unter diesen durchdringenden Augen sitzen eine schmale, anmaßende Nase und ein hochmütig gerecktes Kinn. Er trägt kein Jackett. Seine Schultern sind breit und kräftig. Sein weißes Hemd sitzt straff über einer wohldefinierten Brust und einer schmalen Taille. Im Gegensatz zu mir hat er sich lächerlich viel Mühe mit seinem Outfit gegeben. Die Ärmel hat er hochgekrempelet. Damit sind die Tattoos an seinen Unterarmen für jedermann sichtbar. Lange, unterschiedlich breite Streifen verschwinden unter dem Stoff, und ich wette, sie verlaufen über seinen gesamten durchtrainierten Körper. Zwischen ihnen erkenne ich Punkte oder Kringel, und ich würde meine Hand dafür ins Feuer legen, dass jeder noch so winzige Punkt eine bestimmte Bedeutung hat. Wenn er sie mich sehen lässt, könnte ich sie entschlüsseln. Nicht umsonst beherrsche ich eine Menge toter Sprachen und Codes. Ganz bestimmt erzählen diese Tattoos eine Geschichte. Seine Geschichte.

»Ich würde gern Ihre Dienste in Anspruch nehmen.« Seine melodische Stimme streichelt meine Haut, obwohl er noch immer ziemlich weit entfernt steht.

»Sie können sich meine Dienste nicht leisten«, gebe ich zurück und verfluche Harold dafür, dass er den Engel nicht gleich abgewiesen hat. Ich mache keine Geschäfte mit Unsterblichen.

Ein amüsiertes Lachen erklingt und Gänsehaut kriecht meinen Nacken hinauf. Jetzt kommt er mir entgegen und ich sammle mich, bevor ich ihm direkt ins Gesicht schaue. So gern ich es wäre, aber niemand ist gegen die Schönheit eines Engels immun. Schulterlanges weißes Haar umspielt dieses ebenmäßige, leicht gebräunte Gesicht. Auf einer Seite trägt er sein Haar offen und auf der anderen geflochten. Er ist über einen Kopf größer als ich. Seine kühnen, moosgrünen Augen mustern mich nun durchdringend. »Sie sehen viel jünger aus, als Sie sind.«

Arrogantes Arschloch. Ist ihm das gestern noch nicht aufgefallen? Ich verkneife mir eine Bemerkung dazu, weil Harold nichts von meinem Dämonenabenteuer erfahren soll. Ich habe es überlebt, das ist alles, was zählt. Dummerweise habe ich das ihm zu verdanken, und ich habe nicht gern Schulden. »Sie auch«, gebe ich knapp zurück und freue mich, als Selket ihn anstupst, damit er etwas zurücktritt.

»Ich tue ihr nichts, meine Schöne.« Er legt meinem Hund beruhigend eine Hand auf den Schädel. Sie reibt bei der Begrüßung ihren Kopf an seinem Bein und er lächelt, als hätte er genau gewusst, dass ihm kein weibliches Wesen widerstehen kann.

Ich muss nachher ein ernstes Wort mit ihr reden. Wir werfen uns keinem Mann so schamlos an den Hals. Fehlt nur noch, dass sie seine Hand abschleckt. Verdenken kann ich ihr diese enthusiastische Begrüßung allerdings nicht. Vermutlich schmeckt er

so gut, wie er aussieht und riecht. Ich schätze, dass er maximal drei oder vier Jahre älter als ich ist. Also vielleicht sieben- oder achtundzwanzig. So alt wie Malachi, und doch sind die beiden wie Tag und Nacht. Das Exemplar vor mir strotzt nur so vor Leben. Natürlich ist sein Alter eine Täuschung. Die Unsterblichen sind in dem Alter geblieben, in dem sie waren, als Atlantis untergegangen ist und sie sich auf das Festland gerettet haben. Eine Sekunde lang frage ich mich, wie es ist, fast zwölftausend Jahre nicht zu altern. Ich bin vierundzwanzig und an manchen Tagen kann ich es gar nicht abwarten, älter zu werden. Nimmst die Last der Verantwortung im Laufe eines Lebens zu oder ab? Für mich gibt es nur eins, was ich mit Sicherheit sagen kann – wenn ich irgendwann einmal in einem Sessel vor dem Kamin im Salon von Pixton Park sitze und meinen Enkeln erzähle, dass ein Engel durch diese Hallen gewandert ist, wird Malachi nicht mehr an meiner Seite sein. Der schmerzhafteste Gedanke bringt mich zur Besinnung. Ich setze mich in Bewegung. »Ich begleite Sie hinaus. Derzeit nehme ich keine Aufträge an. Sie hätten sich nicht herbemühen müssen.«

Er greift nach meinem Arm, als ich an ihm vorbeigehe. Ich trage nur ein T-Shirt, und die Wärme seiner Handfläche brennt sich in meine Haut, als er sich zu mir herunterbeugt. »Das war kein großer Aufwand. Doch ich habe auf eine Unterredung unter vier Augen gehofft. Ich möchte Ihnen ein Angebot unterbreiten, das Sie nicht ablehnen können.«

»Da muss ich Sie leider enttäuschen. Ich kann jedes Angebot ablehnen.« Ich halte mich fern von Göttern, Engeln, Dschinn und den anderen ewigen Geschöpfen, die seit dem Untergang von Atlantis unter uns Menschen leben. Es reicht, dass ich von ihrer Existenz weiß.

»Dieses nicht.« Er schenkt mir ein Lächeln. Es ist nicht sanft und nicht charmant. Eigentlich ist es gar kein richtiges Lächeln, und meine Knie werden vor Angst ganz weich.

Es ist nicht allzu schwierig, einen Unsterblichen zu identifizieren. Die meisten Menschen sehen jedoch nur, was sie sehen wollen, und dabei entgehen ihnen die wesentlichen Dinge. Meistens verhalten sie sich so aus Angst, Bequemlichkeit oder aus Ignoranz. Dieser Engel vor mir versucht gar nicht erst, seine spezielle Ausstrahlung zu verbergen. Ein schimmernder Glanz umgibt seine Gestalt und hinter seinen Augen brennt ein Feuer. Ich habe immer gehofft, dass meine Wege sich nicht mit denen eines Unsterblichen kreuzen, aber das bedeutet nicht, dass ich mich nicht mit ihrer Existenz beschäftigt habe. Denn die größte Sünde eines Menschen ist es, die Augen vor der Wirklichkeit zu verschließen. Als meine Eltern noch lebten, unterrichteten sie uns während ihrer Expeditionen selbst. In Pixton Park haben unzählige Hauslehrer diesen Job übernommen. Man könnte behaupten, ich sei ein wandelndes Lexikon. Deswegen weiß ich auch genau, wer Azrael Armitage ist. Er ist der Engel des Todes. Er trennt die Seelen der Menschen von ihren Körpern, sobald sie gestorben sind. Er streicht ihre Namen aus dem Buch des Lebens und bringt ihnen somit endgültig den Tod, obwohl er sie dafür nicht mal anrühren muss. Ich wette, er erledigt seinen Job mit einem Fingerschnipsen. Kälte erfasst mich, als ich begreife, weshalb er hier ist. Bestürzt blicke ich in seine Augen und er lächelt zufrieden. Dieses Lächeln ist nicht misszuverstehen. Es ist so schneidend, wie es kalt ist.

»Ich denke, wir kommen ins Geschäft«, sagt er mit seiner Honigstimme.

»Harold.« Ich wende mich unserem Butler zu, der mit versteinerner Miene etwas hinter mir steht. »Lass bitte Tee und

Sandwiches in den Salon bringen. Mister Armitage und ich haben etwas Wichtiges zu besprechen.« Niemals werde ich das zulassen. Die Unsterblichen sterben nicht einfach von allein, aber man kann sie töten und sie können an einer Krankheit zu Grunde gehen. Passiert beides nicht, leben sie ewig. Ich bin zwar keine Kämpferin, aber ich kann ziemlich gut mit dem Messer umgehen, das normalerweise in meinem Gürtel steckt. Wenn nötig, ramme ich es ihm in sein schwarzes Herz, bevor er Malachi auch nur zu nahe kommt. Vielleicht tut es auch ein Brieföffner aus meinem Arbeitszimmer.

Harold seufzt erleichtert auf. Er hat viel früher begriffen, was der Engel hier will. Nun packt er Selket am Nacken und hält sie davon ab, uns zu folgen, was ihr sichtlich nicht gefällt. Ich bin nur gerade nicht sicher, ob sie mich beschützen oder sich dem Engel doch an den Hals werfen will.

»Kommen Sie mit«, fordere ich ihn auf.

Azrael folgt mir durch die herrschaftlichen Gänge. »Das ist ein wunderschönes Anwesen«, sagt er nach einer Weile.

»Ja«, erwidere ich kurz angebunden. Ich habe keine Lust auf Small Talk. Pixton Park gehört der Familie meines Vaters seit mehreren Generationen. Unsere Vorfahren waren mit dem 5. Earl of Carnarvon verwandt. Der jetzige Earl, unser Onkel George, übernahm deswegen nach dem Tod unserer Eltern die Vormundschaft und erlaubte uns, weiter hier zu wohnen, obwohl seine Frau, Tante Fiona, uns lieber auf Highclere Castle, dem Stammsitz der Carnarvons, gesehen und sich um uns gekümmert hätte. Aber Malachi und ich wollten an dem Ort bleiben, wo wir mit Mum und Dad glücklich gewesen waren. Ich weigerte mich, die Privatschule zu besuchen, auf die die Mädchen der Familie normalerweise gingen, weil wir zusammenbleiben wollten. Der

Earl verwaltete unser Vermögen, bis Malachi volljährig war. Mit zwanzig Jahren ging Malachi nach London zum Studium, während ich mit Harold, der Dienerschaft und meinen Privatlehrern in Pixton Park blieb. Mein Bruder kam fast jedes Wochenende nach Hause. Wir hielten zusammen wie Pech und Schwefel. Unser Plan war es immer, eines Tages zurück nach Ägypten zu gehen, aber dann wurde er krank.

Die Geschichte unserer Familie ist eng mit dem Land am Nil verwoben. Der fünfte Earl of Carnarvon erwarb 1914 eine Lizenz, um im Tal der Könige zu graben. Er finanzierte die Ausgrabungen Howard Carters, bis dieser im November 1922 das Grab Tutanchamuns entdeckte und damit den Fluch des Pharaos über unsere Familie brachte. Damit meine ich ausdrücklich nicht den Unsinn, dass so viele der Mitglieder jener Expedition unter seltsamen Umständen starben, sondern den Fluch der Leidenschaft. Ägypten hat uns seitdem nicht losgelassen, und irgendein Mitglied der Familie hält sich fast immer in dem Land am Nil auf. Es hat seinen Zauber über uns alle geworfen. Deswegen benannten meine Eltern mich sogar nach Nefertari, der Lieblingsgemahlin des Pharaos Ramses II.

»Sie machen dem Namen der Großen Königin alle Ehre«, unterbricht Azrael meine Überlegungen.

Ich runzle die Stirn. Denkt er etwa, Komplimente würden mich über die Erpressung hinwegtrösten, die er plant? »Können Sie Gedanken lesen?«

»Leider nicht«, erwidert er gelassen. »Diese Gabe besitzen nur die Götter. Sollten Sie Horus über den Weg laufen, würde ich mich vorsehen. Er kann ziemlich indiskret sein.«

»Danke für die Warnung«, gebe ich schnippisch zurück. »Er wird sich wohl kaum ins kühle England verirren.«

»Leider hockt er öfter in meinem Haus in London, als mir lieb ist. Der Kerl mag englische Frauen.«

Ich verdrehe die Augen. »Eine Information, die Sie sehr gern für sich hätten behalten können. Sagen Sie mir einfach, was Sie wollen, und danach gehen Sie Ihrer Wege.«

»Weshalb so widerborstig, Nefertari?« Wir sind vor der Tür des Salons angekommen und er hält sie mir auf, obwohl gerade ein Diener heraneilt. »Ich wollte nur plaudern. Sie wirken etwas angespannt. Hatten Sie einen anstrengenden Flug? Sie sollten sich angewöhnen, Businessclass zu fliegen. Es ist so viel bequemer.«

So ein überheblicher Blödmann. »Taris«, sage ich, um ihn nicht darauf aufmerksam zu machen, wie viel umweltfreundlicher es wäre, wenn er seine Flügel benutzen würde, anstatt wie Krösus ein Flugzeug zu benutzen. Vermutlich hat er sich von den Stewardessen in den *Mile High Club* einführen lassen. Ich verdränge die unsittlichen Bilder, die sich in meinem Kopf manifestieren. »Alle nennen mich Taris.« Nefertari klingt ziemlich abgehoben, selbst wenn nur selten jemand weiß, wer meine Namensvetterin ist.

»Wie gut, dass ich nicht *alle* bin.« Das darauffolgende Lächeln bringt mich fast zum Straucheln, aber nur fast. Gegen Männer wie ihn bin ich immun. Meist ist hinter so einer hübschen Fassade nur ein großes Nichts. Das mag der ein oder andere für ein Vorurteil halten, aber meiner Erfahrung nach entspricht es der Wahrheit. Schöne Männer machen sich nur selten die Mühe, ihren Geist zu schulen. Sie bekommen auch so, was sie wollen. Ich habe noch nicht einen Artikel über den Engel gelesen, in dem sein überragender Intellekt erwähnt wurde.

Wir betreten den Raum, wo kurz darauf zwei Hausmädchen den Tee und die Sandwiches servieren. Ich habe nicht vor, den Kerl zu bedienen, und schenke daher nur mir ein. Dann lehne ich mich

auf dem Sofa zurück und umschließe die Tasse mit beiden Händen. Mir ist kalt vor Angst, aber das werde ich mir nicht anmerken lassen. Ich feilsche auf arabischen Basaren um jede Münze, doch das hier wird der wichtigste Handel meines Lebens werden. Egal, was er für Malachis Seele will, ich werde es ihm beschaffen.

Azrael lässt sich nicht anmerken, ob ihn meine Unhöflichkeit stört. Er gießt sich selbst Tee ein und gibt ein bisschen Milch hinzu. Dann nimmt er zwei Gurkensandwiches, beißt in eines hinein und kaut genüsslich. »Deine silbernen Augen sind sehr ungewöhnlich«, bricht er das Schweigen, nachdem er aufgekauht hat, und geht zu einer vertraulichen Anrede über. »Im Grunde kenne ich tatsächlich nur eine Frau, die die gleichen Augen hatte, und du siehst ihr erstaunlich ähnlich, auch wenn sie mit ihrer Kleidung etwas eigener war.«

»Wenn mich nicht alles täuscht, hatte sie kaum ein Mitspracherecht, was sie anziehen durfte, schließlich musste sie Ramses gefallen. Denkst du, sie wäre auch noch seine Lieblingsgemahlin gewesen, wenn sie etwas getragen hätte, das er nicht gemocht hätte?«

»Vermutlich nicht«, gibt er zu. »Ramses II. konnte äußerst starrsinnig sein, wenn es um seine Bedürfnisse ging.«

»Erzähl nicht so einen Bullshit!«, fahre ich ihn an. »Diese Ähnlichkeit kommt übrigens nur daher, weil einer meiner geschätzten Vorfahren sein Fortpflanzungsorgan nicht in der Hose lassen konnte und unbedingt eine Ägypterin schwängern musste. Aber ich wette, das weißt du längst.«

Azrael grinst bei der nicht gerade netten Erklärung meiner Existenz. »Immerhin hat er seine Bastarde anerkannt – und nun sieh dich an. Du könntest heute auch in einem Dorf der Beduinen leben.«

Ich beiße mir auf die Zunge. Das Gespräch führt zu nichts, aber er hat recht. Die Gene meiner ägyptischen Vorfahren haben sich bei mir besonders stark durchgesetzt. Ich habe zwar eine sehr helle Haut, aber langes, glattes und vor allem rabenschwarzes Haar und die silbrigen Katzenaugen der Nefertari. Es gibt mehr als ein Schriftzeugnis, in dem sie erwähnt sind. Selbst ihr Gemahl Ramses II. hat darüber ein Gedicht für seine Lieblingsfrau geschrieben.

»Was willst du?«, kürze ich das Gespräch ab. Er muss mir keinen Honig ums Maul schmieren.

Gemächlich trinkt er noch einen Schluck Tee und stellt die Tasse wieder ab. »Die Zeit deines Bruders ist abgelaufen, ich schätze, das weißt du.«

»Es ist nur ein Schub. In wenigen Tagen geht es ihm wieder besser«, entgegne ich abweisend. Ich werde ihm den Schmerz, der sich bei seinen Worten in mein Herz und meinen Magen wühlt, nicht zeigen. Unter keinen Umständen.

»Ein letztes Aufbäumen, würde ich sagen. Seine Seele ist bereit zu gehen, aber sein Geist will dich nicht alleinlassen.«

»Und sein Geist ist stärker als sein Körper und seine Seele«, behaupte ich verzweifelt. »Malachi kämpft. Du kannst seine Seele nicht haben.«

»Das ist nicht meine Entscheidung.«

»Hat Osiris dich geschickt? Ist das nicht ein bisschen viel Mühe für einen Menschen?« Jedes Wort brennt in meiner Kehle. Osiris herrscht über das Reich der Toten und ist ebenfalls ein Mitglied der *Aristoi*. Er führte die *Neunheit* der ägyptischen Götter an, bis sein Bruder Seth ihn zerstückelte. Mitglieder der *Neunheit* sind die altägyptischen Schöpfergötter.

Azrael nimmt gelassen noch einen Schluck Tee. »Das hat er«, bestätigt er zögernd.

»Weshalb holst du dir Malachis Seele nicht einfach?« Meine Finger zittern so sehr, dass ich die Tasse abstellen muss, damit ich den Tee nicht verschütte. Ich will ihn packen und ihm sagen, dass er verschwinden soll, aber ich bohre nur die Fingernägel in meine Handflächen, bis es wehtut.

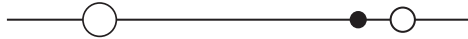
Azrael steht auf und geht zum Fenster. Sein Duft weht an mir vorbei. Es ist derselbe Duft wie gestern Abend. Der Duft der Wüste nach einem der seltenen Regengüsse. Frisch und gleichzeitig würzig. Seltsam, denn meines Wissens lebt Azrael vorzugsweise in London. »Tja, warum hole ich sie nicht einfach. Das ist eine gute Frage.« Er dreht sich zu mir herum, lehnt sich aber an das Fensterbrett. Hinter ihm wiegen sich die hohen Ahornbäume im Spätsommerwind. Nicht mehr lange und sie werden alle Blätter verloren haben »Es gibt etwas, das Osiris noch mehr begehrt als die Seele deines Bruders.«

Alles in mir spannt sich bei diesen Worten an. »Und das wäre?«

»Die *Aristoi* suchen etwas, das uns vor langer Zeit verloren ging, und aus irgendeinem Grund glauben sie, du könntest es finden.« Sein Blick ist dermaßen skeptisch, dass ich weiß, er teilt diese Meinung nicht.

»Vor wie langer Zeit?« Ich schnappe nach dem Köder wie ein Hund nach einem Knochen. Für Malachi hole ich den Unsterblichen, auch die Sterne vom Himmel.

AZRAEL



Aufmerksam betrachte ich die Frau, die vor mir sitzt. Sie ist vierundzwanzig Jahre alt, aber sieht in diesen Jeans und dem T-Shirt aus, als käme sie gerade von der Highschool. Ihr Körper ist nicht so übertrieben schlank, wie es bei vielen Frauen heutzutage Mode ist, sondern wohlgeformt, und ich kann ihr ansehen, dass sie sich viel und gern bewegt. Ihre Stimme ist kühl und höflich, versehen mit dem Hauch Arroganz, wie ich es von einer Vertreterin ihrer Gesellschaftsschicht erwartet habe. Nicht erwartet hätte ich, wie gut sie sich gestern gegen den Tordämon zur Wehr gesetzt hat. Ich wette, sie hätte ihn auch ohne meine Hilfe zur Strecke gebracht. Es ist amüsant, wie verärgert sie über mein Hiersein ist. Frauen wie sie sind sehr selbstsicher und von sich überzeugt, und es gibt kaum einen Menschenschlag, dem ich weniger abgewinnen kann, weil sie sich nie selbst infrage stellen. Was wiederum nicht ins Bild passt, ist ihr unspektakulärer Aufzug. Sie sieht eher aus wie die Tochter des Gärtners als wie die Nachfahrin eines Adelsgeschlechtes. Und wie sie gestern um ihr Leben gekämpft hat, verdient meinen Respekt. Ihre nackten Füße wippen ungeduldig auf und ab, als wollte sie am liebsten aufspringen und mir damit in den Hintern

treten. Kopfschüttelnd reiße ich mich von dem täuschend unschuldigen Anblick los und mustere ihr Gesicht. Ihre Haut ist beinahe durchscheinend und das Auffallendste sind tatsächlich ihre Augen. Ich habe gelogen. Diese Augen erinnern mich nicht nur an Ramses' Gemahlin. Sie erinnern mich auch an Neith. Allerdings ist das die einzige Ähnlichkeit zwischen den beiden Frauen. Neith war sanft und geduldig. Sie war meine Geliebte, meine bessere Hälfte. Ohne sie ist mein Leben kalt und grau. Es ist ein Fehler, dass ich hergekommen bin, aber dem Befehl der *Aristoi* konnte ich mich nicht widersetzen. Sie sind die Ersten und Vornehmsten der Unsterblichen. Ihre Beschlüsse sind unser Gesetz. Einst war ich einer von ihnen, bis ich versuchte, Atlantis zu retten, und kläglich scheiterte. Das hier ist mein letzter Versuch, meinen Rang wiederzuerlangen. Auch wenn ich für immer mit der Schuld am Untergang unserer Heimat leben muss, könnte ich so vielleicht einen Teil wiedergutmachen. Die Anweisungen von Izrafil, dem ersten der Erzengel, und von Osiris, die mich zu sich beordert hatten, waren eindeutig. Falls ich auch dieses Mal scheitere, werde ich nie wieder auf meinem Thron im Rat der *Aristoi* sitzen – und das ist undenkbar. Um den mir zustehenden Platz zurückzubekommen, werde ich alles tun, auch mich mit dieser vorlauten Frau herumschlagen.

Nefertaris Blick ist wachsam und erstaunlich furchtlos, wenn man bedenkt, womit ich ihr gedroht habe. Wie viel kann ich ihr erzählen? Was weiß sie bereits? Ich habe ihren Lebenslauf gelesen. Sie ist so jung und hat bereits mehr erlebt als die meisten Menschen in der dreifachen Lebenszeit. Diese Frau muss auch tapfer sein, wenn sie das Zepter finden will. Ich möchte mir gar nicht vorstellen, wer sich alles an ihre Fersen heften wird, sobald sie den Auftrag annimmt. Mein Blick fällt auf die Tätowierung

an ihrem Arm. Ein Davidstern, um den sich Rosendornen ranken. Offenbar glaubt sie an den Bund der Götter mit den Menschen. Ein klein bisschen naiv ist sie also doch. Das soll mir nur recht sein, dann stellt sie meine Geschichte hoffentlich nicht infrage. Kein Sterblicher darf je erfahren, wonach wir tatsächlich suchen. Ich habe den ausdrücklichen Befehl, sie mit allen Mitteln zu überzeugen. Mir hat noch nie eine Frau widerstanden, und sie wird es auch nicht tun.

»Bevor Atlantis unterging«, beginne ich mit einer halben Wahrheit, »brachten wir unser heiliges Insigne, das *Zeppter aus Licht*, auf das Festland. Dieses Zeppter ist für uns von immenser Bedeutung.« Ich zögere kurz. »Von immenser ritueller Bedeutung. Es ist das Zeichen unserer Macht. Allerdings wurde es uns gestohlen.«

»Und nun glaubt ihr, ich könnte es finden? Wie seid ihr auf mich gekommen?«

Ich hebe eine Augenbraue. Sie wirkt auf mich nicht wie eine Frau, die Bestätigung braucht. So kann man sich täuschen. »Offensichtlich sind den *Aristoi* deine Erfolge zu Ohren gekommen.«

Sie nickt und wirkt dabei so hochmütig wie eine Prinzessin, die ihren Untergebenen auffordert, weiterzureden.

Unfreiwillig amüsiert schüttele ich den Kopf.

Ein feines Lächeln kräuselt ihre Lippen. »Wurde es euch etwa von einem Menschen gestohlen?« Sie macht eine Kunstpause. »Ernsthaft? Deswegen bist du hier? Könnt ihr selbst nicht so schlicht denken wie wir?«

Ich beiße die Zähne zusammen. Ihre Schadenfreude ist nicht zu überhören. Obwohl so viel für sie auf dem Spiel steht, ist sie erstaunlich aufmüpf. »Mach dich nicht lächerlich. Von einem Unsterblichen natürlich, einem Gott, um genau zu sein,

allerdings haben die Menschen geholfen, es zu verstecken.« Ich unterdrücke den aufsteigenden Ärger. Dass ich sie um Hilfe bitten muss, habe ich mir selbst zuzuschreiben. Niemals hätte ich gedacht, so tief zu sinken. Aber ich habe die Insignien, von denen es drei gab, aus Atlantis fortgeschafft. Allerdings ohne das Wissen der anderen *Aristoi*, die in meinen Augen unfähig und nicht willens waren, Seth, dem Gott des Chaos, frühzeitig Einhalt zu gebieten. Er hätte Furchtbares mit den Insignien angestellt. »Ich habe das Zepter von Atlantis aufs Festland gebracht, und kaum hatte ich das getan, versank unsere wunderschöne Heimat in den Fluten des Ozeans«, erkläre ich kurz angebunden, als wäre mit dieser Tat nicht der schlimmste Augenblick meines ewigen Lebens verbunden. Ich dränge die Erinnerung zurück, wie ich es seitdem immer tue, und erwidere ihren Blick. Sie sollte erschrocken, verängstigt oder schockiert sein. »Wäre es Seth in die Hände gefallen, hätte er damit die Menschen vernichtet.«

Aber Nefertari betrachtet mich aufmerksam und knabbert nachdenklich an ihrer Unterlippe, als wäre ich lediglich ein interessantes Objekt unter einem Mikroskop. Ihre Furcht vor mir, die sie vorhin noch krampfhaft zu verstecken versucht hat, ist verschwunden und die Geschäftsfrau kommt durch. Sie weiß genau, wie man einen guten Deal abschließt, und das nötigt mir Respekt ab. Ich mag es, wenn ich ebenbürtige Gegner habe, und die habe ich unter den Menschen nicht sehr oft. Im Grunde fällt mir nur einer ein. König Salomon, dieser schlaue Mistkerl.

»Wenn ich das Zepter für dich finde, nimmst du Malachis Seele nicht mit fort?«, fragt sie ganz direkt, als sie ihre stillen Überlegungen beendet hat.

Für gewöhnlich lüge ich nicht gern, aber manchmal ist es absolut unerlässlich. »Ja, dann kann er sie behalten.«

Sie springt auf, kommt zu mir und hält mir die Hand hin. »Schwöre es«, fordert sie und überrumpelt mich damit ein bisschen.

Ich betrachte ihre schlanken Finger. So respektlos ist selten ein Mensch zu mir gewesen, und am liebsten würde ich sie in ihre Schranken weisen, aber meine Anweisungen waren eindeutig. Weshalb Izrafil und Osiris glauben, diese Kleine könnte das Zepter finden, nach dem wir seit über drei Jahrtausenden erfolglos suchen, ist mir schleierhaft. Aber die Beschlüsse der *Aristoi* sind bindend für mich. Ihre Hand verschwindet fast in meiner, als ich sie umschließe. Der Handschlag ist fest und ihre Haut angenehm warm. »Ich verspreche es«, sage ich leise und hoffe, dass es ihr genügt. »Aber bedenke, was du dir da wünschst. Sein Körper ist schwach.«

Sie blinzelt und betrachtet unsere ineinander verschränkten Hände, bevor sie mich loslässt. »Er wird wieder gesund«, behauptet sie vollkommen überzeugt. »Erzähl mir alles, was ich über dieses Zepter wissen muss. Hat es magische Kräfte? Weshalb sucht ihr es erst jetzt, wenn es bereits so lange verschwunden ist? Glaubt man Platon, ging Atlantis 9600 vor Christus unter. Das ist fast zwölftausend Jahre her. War also nicht gerade vorgestern.« Sie dreht sich um und läuft zur Tür des Salons.

Ich folge ihr durch den sich anschließenden Flur, auf dem der Butler wartet, als wäre er ihr Ritter. Sie betritt einen Raum auf der gegenüberliegenden Seite, der sich unschwer als ein Arbeitszimmer identifizieren lässt, und setzt sich hinter einen riesengroßen Schreibtisch. Mir bedeutet sie, auf der anderen Seite Platz zu nehmen, als wäre ich ein Bittsteller. Sie ist wirklich amüsant. Ich mustere die dunklen Bücherregale, die Stapel Papiere, Pergamente und Schriftrollen, die überall herumliegen.

Eine kleine Statue des Echnaton steht auf dem Tisch und dient als Briefbeschwerer. Der Pharaos würde sich im Grab herumdrehen, wenn er das wüsste und wenn er denn eins hätte. Wie die meisten Männer seines Standes, so war auch er ziemlich von sich überzeugt und hat sich sogar mit den Unsterblichen angelegt. Er war der Erste in einer langen Reihe von Pharaonen, die annahmen, sie könnten den Göttern auf der Nase herumtanzen. Ist ihnen nicht so gut bekommen. Uns gibt es immer noch, während ihr Reich nur noch Geschichte ist.

Der Geruch von Zigarren und Brandy hängt in den schweren Vorhängen, dem dicken Teppich und den kunstvollen Holzregalen. Der Raum wurde von und für Männer eingerichtet, und trotzdem passt Nefertari genau hierher.

Geschäftig schlägt sie ein Notizbuch auf, nimmt einen Bleistift zur Hand und richtet den Blick ihrer silbernen Augen fest auf mich. »Also«, setzt sie an, »du hast das Zepter von Atlantis aufs Festland gebracht. Das ist ungefähr zwölftausend Jahre her. Wann wurde es gestohlen? Direkt danach oder später?« Sie notiert etwas.

Ich beuge mich vor und brauche einen Moment, um zu begreifen, was sie da tut. In Windeseile bringt sie waagerechte, senkrechte und schräge Zeichen in Form kleiner Keile zu Papier. Will sie mich auf den Arm nehmen? »Das ist Keilschrift.«

»Hm«, gibt sie ungerührt zurück. »Hieroglyphen können mittlerweile doch recht schnell entziffert werden, deswegen bevorzuge ich die Schriftzeichen der Keilschrift aus der babylonischen Ära. Ist auch schneller zu schreiben. Ich habe sie etwas modifiziert. Also, wo wurde das Zepter zuletzt gesehen?«

Geduld ist wohl keine ihrer Stärken. Sie ist noch seltsamer, als ich bisher angenommen habe. Ein Mädchen in ihrem Alter sollte

auf Partys gehen, sich betrinken und mit Männern verabreden. Auf keinen Fall sollte es sich ständig auf Schatzsuche begeben, Keilschrift beherrschen und sich mit seinem kranken Bruder in einem alten Landhaus vergraben. Mit ihr stimmt doch etwas nicht.


ZEITTAFEL

NUR MIT DEN **WICHTIGSTEN DATEN**,
DIE IM BUCH EINE ROLLE SPIELEN



- 9600 v. Chr.
Untergang Atlantis nach Platon
- 1385 v. Chr.
Amenophis IV. ändert seinen Namen in Echnaton
und gründete Residenz Amarna
- Um 1350 v. Chr.
Ermordung von Tutanchamun
- Bis 1300 v. Chr.
Regierungszeit von Sethos' I. Vater Ramses II.
- 1301 v. Chr.
Geburt Nefertari der Großen königlichen Gemahlin





1303 v. Chr. - † 1213 v. Chr.

Lebenszeit Ramses II.

Er regierte von 1279 bis 1213 v. Chr.
während dieser Regierungszeit verließ
Mose mit seinem Volk Ägypten;
zu diesem Zeitpunkt verschwand auch die Lade

1004/03 – † 965/964 v. Chr.

König David herrscht über Israel

†926 v. Chr.

König Salomon von Israel stirbt

10. Jh. v. Chr.

Königin von Saba besucht Jerusalem

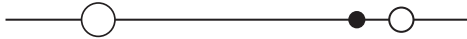
597 v. Chr.

Nebukadnezar erobert Jerusalem und zerstört es

428 – † 327 v. Chr.

Lebenszeit Platons – er berichtet über
den Untergang von Atlantis

PERSONEN VERZEICHNIS



MENSCHEN

Lady Nefertari de Vesci – Hauptprotagonistin und
Schatzsucherin, genannt **Taris**

Malachi de Vesci Earl of Mandeville – todkranker Bruder
Nefertaris

Lady Kimberly-Ann Herbert – Nefertaris Cousine

Lady Fiona Herbert Countess of Carnarvon – Nefertaris
Tante

George Herbert 8. Earl of Carnarvon – Nefertaris Onkel,
entfernter Cousin ihres Vaters

Harold – Butler, Beschützer, Aufpasser

HISTORISCHE FIGUREN

König David – David ist eine der wichtigsten Figuren des Alten Testaments. Vom Propheten Samuel zum König gesalbt, vereinte David die zwölf Stämme der Israeliten und machte Jerusalem zur Hauptstadt

König Salomon – Sohn König Davids, Erbauer des ersten jüdischen Tempels in Jerusalem und der dritte König in Israel nach Saul und seinem Vater

Königin von Saba – bei Flavius Josephus wird sie als Königin des Südens und Königin von Äthiopien bezeichnet, sie reiste im 10. Jahrhundert vor Christus nach Jerusalem, um Salomon zu besuchen

Menelik – Sohn der Königin von Saba und Salomon, Begründer der salomonischen Dynastie der Könige von Äthiopien

Ramses II. – auch Ramses der Große genannt – war der dritte altägyptische König (Pharao) aus der 19. Dynastie des Neuen Reichs. Er regierte rund 66 Jahre und ist damit eines der am längsten amtierenden Staatsoberhäupter der Welt

Nefertari – Große königliche Gemahlin und Lieblingsfrau von Ramses II.

Mose – folgt man der Bibel, dann führte Mose das Volk der Israeliten auf einer vierzig Jahre währenden Wanderung aus der ägyptischen Sklaverei nach Kanaan; heute ist unklar, ob es ihn je gegeben hat

GÖTTER

Re – der Sonnengott war der erste Reichsgott und bedeutendste Gott des alten Ägypten

Osiris – ist der ägyptische Gott des Jenseits (Totengott), der Wiedergeburt und des Nils

Seth – Wüstengott und gilt als Gott des Chaos und des Verderbens

Horus Harachte – Sohn des Osiris und der Isis, Hauptgott in der Mythologie des Alten Ägypten. Himmels- und Königsgott, Kriegsgott, Welten- und Lichtgott – also ein ganz toller Typ

Isis – Ehefrau und Schwester des Osiris, Göttin der Geburt, der Wiedergeburt und der Magie, aber auch Totengöttin, Zwillingschwester der Nephtys

Neith – eine der ältesten bezeugten Göttinnen, als Kriegsgöttin, Schöpfergöttin, Muttergöttin und Totengöttin verehrt

Nephtys – Ehefrau und Schwester des Seth, Geburts- und Totengöttin. In den Pyramidentexten galt sie als Göttin des Südens. Zeugte mit Osiris Anubis. Die Ehe mit Seth blieb kinderlos.

Thot – Gott des Mondes, der Magie, der Wissenschaft, der Schreiber, der Weisheit und des Kalenders. In den Pyramidentexten galt Thot als Gott des Westens. Die Griechen übernahmen Thot in ihre Mythologie. Wir kennen ihn dort als
Hermes

Ma'at – Tochter des Sonnengottes Re und Verkörperung der Wahrheit und Gerechtigkeit, symbolisiert die moralische Ordnung der Welt

Ammit – Jenseitgöttin und Fresserin der Herzen; war das Herz eines Verstorbenen schwerer als die Feder der Ma'at, fraß Ammit es auf, und der Unglückliche war auf ewig verdammt

ENGEL

Izrafil – der Brennende, ist einer der vier Erzengel im islamischen Glauben

Dschibril – Erzengel, hat den Menschen den Koran überbracht, wird im christlichen Glauben mit Erzengel Gabriel gleichgesetzt

Mikail – Erzengel, seine Aufgabe besteht darin, den Lauf der Natur zu überwachen, wird im christlichen Glauben mit dem Erzengel Michael gleichgesetzt

Azrael Armitage – Engel des Todes; er trennt die Seele der Menschen vom Körper und bringt somit den Tod

Mahaf – Fährmann, befördert die Seelen der Toten
auf einer Barke durchs Jenseits

Apophis - Verkörperung von Auflösung, Finsternis
und Chaos, wird als riesige Schlange dargestellt, Widersacher
des Re und dessen Tochter Ma'at

DSCHINN

Dante Carpenteri – Sohn der Königin, Azraels bester
Freund und Geliebter von Izrafil

Saida – Königin der Dschinn

Namik – Haushofmeister von Königin Saida

SONSTIGE UNSTERBLICHE

Enola – Pari, beste Freundin von Azrael

Calima – Sturmgöttin und jüngere Schwester des Seth

TAL DER KÖNIGE

